

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 16 (1911-1912)
Heft: 9

Artikel: Pädagogische Reiseplaudereien : (Fortsetzung)
Autor: Fürst, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 25. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frä. Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Frä. Benz-Zürich; Frä. Blattner-Aarau; Frä. Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 9: Pädagogische Reiseplaudereien. — Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. — Frau Emma Coradi-Stahl. — An die Lehrerinnen des Kantons Bern! — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

Pädagogische Reiseplaudereien.

Von L. Fürst.

(Fortsetzung.)

Nun war ich gestärkt für die Weiterreise. An einem freundlichen Januartag — es lag schon ein schüchternes Frühlingslächeln über den Gefilden des Niederrheins — reiste ich weiter nach Köln, der kunstreichen Bischofsstadt, der die vielen romanischen Kirchen einen eigenartigen Stempel aufdrücken, und die sich rühmen darf, das Kleinod deutscher Gotik zu besitzen, den wunderbaren Dom. Was waren doch die Kirchenbauer der Gotik für phantasievolle, kühne Himmelsstürmer, und wie trefflich passen Immermanns Verse gerade auf dieses Domes hochstrebenden Bau:

Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht emporzureisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte;
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler schlank
Und trägt, ein Baum, granitne Blum' und Früchte.

Aus dem Reiche schöner Kunst wurde ich ziemlich schroff wieder in die Wirklichkeit zurückversetzt, als ich nun der roten Erde zudampfte und Fabrik- schlot an Fabrik- schlot sich meinen Augen aufdrängte im blühenden, nieder- rheinischen Industriegebiet. Dortmund, die bedeutendste Industriestadt Westfalens, dessen Erde sich hier in ihren Tiefen als sehr schwarz erweist — Zeche liegt an Zeche — sollte meine zweite, längere Station werden. Die Augusta-Schule, der mein pädagogisches Sehnen galt, liegt im Norden der Stadt, im Arbeiter- quartier. Das Lehrerkollegium dieser Schule hatte auf Ostern 1911 unter dem Titel „Die Dortmunder Arbeitsschule“ einen Bericht veröffentlicht, in dem das

Lehrprogramm, wie es nach fortschrittlichen Grundsätzen während eines Jahres durchgeführt wurde, so verlockend für mich geschildert worden war, dass es mich bestimmte, die Stadt zu besuchen.

Es sollen, wie ich in der Zeitung lesen konnte, die freudigen Verfechter einer neuen Lehre zu Ende des Winters zur Rechenschaft gezogen worden sein, weil sie in der Schrift aus der Schule geplaudert haben. Das kommt uns seltsam vor. Mit Leib und Seele ist man als Schulmeister in deutschen Landen also des Kaisers. Da lobe ich mir die Schweiz, wo die Gedanken frei sind in jeglicher Form. Pfarrer Traub, der unerschrockene, hochgesinnte Mann, gegen den am 13. März das Disziplinarverfahren stattfand, wie seinerzeit gegen Pfarrer Jatho, wirkt auch in Dortmund. Es ist sehr tröstlich, auch für die guten, neuen pädagogischen Anschauungen, dass der „Gedanke der Zeit“ trotz aller Massregeln sich nicht niederzwingen lässt.

Die Augusta-Schule blieb die einzige unter den vielen Schulen, die ich besuchte, in der die Arbeitsidee durch alle Stufen hindurch den Unterricht beherrschte. Wo Lehrer, durch besondere Begabung oder gute Vorstudien zum Reformunterricht geeignet, am Werke waren, war höchst Erfreuliches zu sehen. Devise in diesem Unterricht war: Der Entwicklungsstufe des Kindes angepasste Stoffwahl, höchstmögliche Plastik der Darbietung von seite des Lehrers in Rede und Veranschaulichung, so viel als möglich darstellende Wiedergabe der gewonnenen neuen Vorstellungen von seite der Schüler zur Kontrollierung, Befestigung und Vertiefung der Begriffe: Sache — Darstellung — Niederschrift. Es ist ein Genuss, zu sehen, wie bei einem Lehrer, der die neue Unterrichtsform meistert, die Klasse froh, regsam, tätig alle Kräfte kundgibt und sich ihr Wissen handgreiflich unverlierbar erwirbt. Eine Gefahr, die hier nahe liegt, ist die, dass die mehr reproduzierenden Fächer, wie Lesen und Schreiben, leicht vernachlässigt werden könnten im Bemühen, die schaffenden Kräfte der Jugend zu wecken. Sie müssen ihre Bedeutung behalten, wenn auch in der Form sich ändern.

Der Reformunterricht verlangt Reformlesebücher. Das Dortmunder Lesebuch für die Unterstufe vom Jahre 1910 erfüllt recht gut die Anforderungen der neuen Zeit; noch besser ist die Stoffauswahl aber gelungen im Lesebuch für Vorschulen höherer Lehranstalten, herausgegeben von Dr. A. Kühne und K. Vorwerk, Lehrer am Werner Siemens-Realgymnasium in Schöneberg-Berlin. Unter den Beiträgen der vielen guten Jugendschriftsteller, aus denen sich das Buch zusammensetzt, nehmen diejenigen aus der Feder unseres Landmannes O. v. Greyerz einen sehr ehrenvollen Rang ein, weil sie besonders gut den kindlichen Ton treffen und in höchst feiner Weise dem kindlichen Interessenkreise angepasst sind. Die neuen Fibeln, die werdenden und die fertigen, die ich vorfand in Kassel, Berlin und Leipzig sind schön ausgestattete, kinderfrohe Bücher, die alle die Wetekampsche Idee, oder könnte es nicht vielmehr der weiter ausgestaltete von Greyerzsche Gedanke sein: „Durch die lateinische Druckschrift zur lateinischen Schreibschrift“ zur Grundlage haben. Die begleitenden Gründe dafür sind:

1. Die lateinische Druckschrift ist die Schrift der Reklame, der Ladenschilder und Plakate, die in ihrer Sinnfälligkeit in dem Kinde das erste Interesse erregen für die tote Buchstabenwelt.
2. Sie ist in ihren Formen sehr klar und einfach und enthält alle Elemente der runden Schreibschrift.

3. Die Buchstabenformen lassen sich beinahe alle direkt aus Lebensformen ableiten, z. B.: L aus dem Leuchter, T aus dem Tisch, V aus dem fliegenden Vogel.
4. In Nachahmung der Plakatschrift können die grossen Buchstaben ohne Bedenken zuerst eingeführt und angewendet werden; denn es ist nicht einzusehen, warum etwas, das im praktischen Leben Usus geworden ist und manches intelligente, vorschulpflichtige Kind zu den ersten Schreibversuchen begeistert hat, in der Schule nicht gelehrt werden dürfte.
5. Diese Schrift lässt sich, was für den allerersten Unterricht sehr wertvoll ist, wunderschön mit Stäbchen legen.

In Dortmund wurde meinem Lerntrieb ein vorzeitiges Ende bereitet durch Kaisers Geburtstag, der auf einen Samstag fiel. Ich fuhr nach Cassel und kam nun wieder in eine anziehendere Gegend. Das war gut; denn Dortmunds kahle Umgebung hatte in mir ein ganz beträchtliches Verständnis für das berühmte Schweizerheimweh gezeitigt.

In Cassel fand ich zwei begeisterte Reformfreunde in den Herren Rektor Henck und Lehrer Traudt. Nur schade, ihre gesunden, guten Ideen, die sie in zahlreichen Schriften niedergelegt haben, konnten sie bisher noch nicht recht fruchtbar machen für die Schulen ihrer Stadt, weil verschiedentliche Hemmnisse sich ihnen in den Weg stellen. In zwei Klassen wurde das Rechnen gelehrt anhand von Zahlenbildern, den quadratischen Bornschen ohne Zwischenraum nach der vierten. Jedes Kind operiert mit aus Pappe hergestellten Rechenschildchen (nach Rektor Henck), ähnlich den Dominobrettchen, die bequem zu handhaben sind, kein Geräusch verursachen und aus dem Grunde den Layschen Brettchen vorzuziehen wären, nur dass dabei Betätigung und Übung des Muskelsinnes nicht so zu ihrem Rechte kommen, wie beim Hantieren mit den Knöpfchen der Layschen Brettchen. Die Kinder rechneten gut, umso mehr, als sehr spät von ihnen die Abstraktion verlangt wird. So lange die Unsicherheit der Zahlvorstellungen es verlangt, rechnen sie mit Schildchen, die sie in vier Farben besitzen, und die einer phantasiebegabten Umkleidung von Lehrern und Schülern keinen Widerstand bieten. Auf diese Weise erwirbt sich das Kind beinahe unmerklich seine Zahlenbegriffe, und die Erkenntnis fällt ihm wirklich zu wie eine reife Frucht vom Baume.

In Mannheim, wie in Dortmund, war die Reihe, veranschaulicht an der natürlichsten, wenn auch nicht reizvollsten Rechenmaschine, den Fingern und an Stäbchen in allen Variationen, die Vermittlerin rechnerischer Erkenntnis gewesen und nicht mit geringerem Erfolg als hier, wo die Gruppe die Führung hatte. Im allgemeinen wurde in den Schulen, die ich nachher noch besuchte, dem reihenweisen Rechnen der Vorzug gegeben. Nur in einer Klasse in Charlottenburg fand ich die beiden Rechnungsarten, eingeübt an überaus sinnreichen Rechenapparaten, verschmolzen, und siehe da! die Geschichte klappte vorzüglich. Was ist nun das Beste? Der berühmte goldene Mittelweg? Praktische Versuche in der Schule werden uns darüber ebenso gut oder besser und sicherer Aufschluss geben, als die wissenschaftlichen Untersuchungen der experimentellen Psychologie, die sich bemüht, Licht in das Dunkel zu bringen.

In seinem Fröbelseminar für Kindergärtnerinnen mit angeschlossenem Kindergarten und drei Elementarklassen besitzt Cassel eine Institution, worauf die Stadt stolz sein darf. Frl. Mecke, die Leiterin, und ihre Mitarbeiterinnen sind durchdrungen vom Geiste ihres grossen Meisters und wissen den hohen Sinn ins

kindische Spiel zu legen. Die Schülerinnen, die hier ihre Studien machen dürfen, müssen famose Spielgesellen und verständnisvolle Mütter werden. Dass es eine Lust sein muss, Kinder, die in dem Kindergarten des Seminars so mustergültig geleitet wurden, dann zu unterrichten, ist klar. Bei zwanzig Kinder sassen in den Elementarklassen wie eine Familie beisammen und arbeiteten mit Kopf und Hand, dass es eine Wonne war. Sie hatten es gut, diese Glücklichen.

Als ich durch die Strassen von Cassel wanderte, bemerkte ich im Schaufenster einer Buchhandlung ein kleines, graues Büchlein. In roten Lettern grüsste mich vielversprechend der Titel: Die Schule der Zukunft. Es war eine Sammlung von Vorträgen namhafter deutscher Schulgrössen, gehalten in der Versammlung des Goethebundes am 3. Dezember 1911 in Berlin. Mich interessierte unter den acht Namen besonders derjenige des bekannten Sozialpädagogen Joh. Tews. An diesen Herrn hatte ich ja von einem bernischen Schulmanne eine Empfehlung in der Tasche. In einem Zuge las ich das Schriftchen durch. Es war ein scharfsinnig geführter Feldzug gegen die bestehenden deutschen Schuleinrichtungen.

Erwartungsvoll fuhr ich nun der Millionenstadt zu. Ich hatte zwei thüringische Damen als liebenswürdige Reisegesellschaft, die mir die Schönheiten des Harzes und Thüringerwaldes in gar verlockenden Farben schilderten. Unversehens waren sie deshalb da, die märkischen Kiefern, unterbrochen von Birkenwäldchen, die zu jeder Jahreszeit anmutig wirken, besonders aber hier in ihrer lichten Schöne einen malerischen Gegensatz bilden zum Ernst der dunklen Nadelbäume. Hellauf mussten wir lachen ob des ungeschlachten Gefuchtel der Windmühlenkolonien, die auf eine kurze Strecke der Bahnlinie entlang die Anhöhen krönten und sich gebärdeten, als wollten sie mit allem Nachdruck ihre gefährdete Existenz verteidigen, so lange es noch möglich sei. Das Teltowerfeld, wo die bewussten Rübchen gedeihen, war der Vorposten der Riesenstadt. Ankommen, in ein Taxameter steigen und zu meinem Logis fahren, das liebe Berliner Freunde mir besorgt hatten, war das Werk einiger Minuten. Ich fühlte mich mit meiner draufgängerischen Art schon ganz zugehörig zum geschäftigen Berlin.

Von Herrn Tews wurde ich in äusserst zuvorkommender Weise aufgenommen und empfohlen an die Hauptförderer der Arbeitsmethode in den Schulen Berlins, an die Herren Direktor Wetekamp vom Werner Siemens-Realgymnasium in Schöneberg, Rektor Seinig, Charlottenburg, und Rektor O. Schmidt, Berlin. Für mich waren besonders interessant die Tage, die ich in der Vorschule des Werner Siemens-Realgymnasiums zubrachte. Hier, wo die ersten, wenigstens die zuerst bekanntgegebenen Versuche gemacht wurden, das Selbstbetätigungsprinzip in den Dienst des Unterrichts zu stellen, ist man über das Suchen und Tasten des Anfanges hinaus. Es herrscht Klarheit über Weg und Ziel der neuen Schule. Die Broschüre: „Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht“, verfasst von Direktor Wetekamp, mit Anhang von Lehrer Borchert, gibt in ihrer vermehrten dritten Auflage so trefflichen, ausführlichen Aufschluss über die Unterrichtsbestrebungen dieser Vorschule, dass ich Kolleginnen, die sich dafür interessieren, besonders darauf hinweise. Die Schulverhältnisse sind zwar ziemlich verschieden von den unsrigen. Es sind hauptsächlich Knaben der gebildeten, begüterten Juden, also ein sehr intelligenter Menschenschlag, der diese Klassen bevölkert. Sie sind sehr lebhaften Geistes und zeigen sich erstaunlich gewandt im mündlichen Ausdruck, dank einem intensiven Anschauungsunterrichtes, aber auch einer gut gepflegten häuslichen Sprache. Die bekannten

Lesekasten haben sich aus ihrem ursprünglichen Zündholzschachtelszustand zu ganz hübschen, fertig ausgerüsteten Pappkasten herausgemausert. Sie haben nur den Nachteil, dass sie im Engrosbezuge leider eine Mark kosten per Stück. Sie sind zu beziehen bei Rahmstorf, Buchhandlung, Berlin, Hohenstaufenstrasse 30^{1/2}.

(Schluss folgt.)

Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts.

Aufsätze von *Oskar Walzel*.*

Auf Neujahr 1900 erschienen drei Romane, die viel Aufsehen erregten. Ihre Verfasser gehörten nicht der gleichen Nationalität an; die Welt und Lebensanschauung der Dichter war eine durchaus verschiedene; aber sie predigten das gleiche: „Bebaut die heimatliche Scholle!“. In seinem „Erdsegen“ macht Rossegger diese Bitte zu seinem Hauptthema; in „Auferstehung“ von Tolstoi und „Fécondité“ von Zola wird sie gleichsam als Heldenmotiv mit viel Liebe und Ernst ausgesprochen und begründet. In den drei Romanen spüren wir etwas von prophetischer Begeisterung. Dies beweist uns, dass der wirkliche Dichter die unausgesprochene, fast unbewusste Sehnsucht derjenigen Kinder seines Volkes ausspricht, welche die Schäden der Zeit mitfühlend erkennen, unentwegt an eine Erlösung von aller politischen oder sozialen Not glauben und ihre Kräfte zum Heilungsprozess einsetzen. Es zeigt ferner, dass je und je Gedanken gleichsam in der Luft liegen und die Menschheit in ihrer Fortentwicklung unter den verschiedensten Himmelsstrichen ähnliche Stufen durchläuft, ähnliche Erfahrungen macht und zu ähnlichen Resultaten gelangt.

Wozu jetzt im Frühsommer 1912 diese Einleitung? Um gegenüber der von so vielen verfochtenen, fast zur Mode gewordenen Methode, Dichter und Dichtung rein biographisch-philologisch zu behandeln, so als ob der Dichter in seinem Schaffensdrange keinem Naturgesetze unterworfen wäre, die Stellung zu erklären, die Walzel in seinem hochbedeutenden Sammelbande „Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts“ einnimmt. Schon der Titel gibt zu denken. Der Literaturhistoriker ordnet seine 23 Studien ganz allgemein in das „Geistesleben“ zweier Jahrhunderte ein. Wieso? Eine Dichtung ist etwas Organisches und folgt darum wie alles Lebendige dem Gesetze der Entwicklung. Sie ist nicht losgelöst von der Nationalität ihres Schöpfers, sondern wurzelt recht eigentlich in den politischen oder sozialen, jedenfalls in den philosophischen Ideen der Zeit, in welcher der Dichter lebt. Über diese Abhängigkeit von der Zeitströmung und dem Milieu im weitesten Sinne gibt sich der Dichter wohl selten Rechenschaft. Das Ideal der Zeit reisst ihn eben mit, umflutet auch ihn; ist doch in jedem Menschheitsziel ein Stück Wahrheit, die erkannt werden und machtvoll ins Leben treten möchte. Und wenn er sich seiner Beeinflussbarkeit auch gar nicht bewusst ist, nicht sagen kann, woher ihm eine Erkenntnis gekommen ist, die ihn innerlich bearbeitet und zum schöpferischen Gestalten drängt, woher ein treffendes Bild stammt, wo er den Stoffkeim für ein neues Werk gefunden hat, ja, wenn blitzartig wie eine Inspiration eine Gefühlssteigerung ihn weit über den Alltag emporhebt: so ist